

stellung der alten und der neuen, von G. Mtazmideli stammenden Fassung des Psalters/19/: Die Formen mit Präfix *m* aus der alten Redaktion sind in fast allen Fällen (über 80 Formen) unverändert gelassen. Interessant ist, daß *m* hier in über 60 Fällen richtig verwendet ist, denn in den Verbalformen ist das Subjekt die 2. Person. Es verdient auch vermerkt zu werden, daß G. Mtazmideli mehrere präfixlose Formen der alten Redaktionen in seiner Redaktion mit richtigen *m*-präfigierten Formen wiedergibt (79, 15; 84, 5; 84, 7). Es ist anzunehmen, daß G. Mtazmideli die Formen mit Präfix *m* in den genannten Texten als Exklusivformen betrachtete.

Man darf die Tradition hierbei nicht außer acht lassen (dies um so mehr, als G. Mtazmideli in seinem umfangreichen originalen Werk/20/ das Präfix *m* überhaupt nicht im Plural verwendet, was durch den Einfluß der

lebendigen Umgangssprache bedingt ist und darauf hindeutet, daß im Sprachgebrauch jener Zeit das Präfix *m* nicht mehr zur Bezeichnung der Pluralität des Objekts benutzt wurde), aber wir wiederholen nochmals, daß es unmöglich ist, den Gebrauch des Präfixes *m* allein durch die Kraft der Tradition erklären zu wollen. Wir müssen annehmen, daß die Abschreiber und Redakteure (Ekwtime und Giorgi Mtazmideli, Eprem Mzire) das Präfix *m* als eine Einheit auffaßten, die eine vom Präfix *gu* unterschiedliche Pluralität des Objekts bezeichnete und die, wenn wir uns auf die oben gegebene Analyse der Redaktionen DE und C der Evangelientexte stützen, in einer früheren Periode des Altgeorgischen exklusivische Bedeutung gehabt haben muß, wovon in den Evangelientexten allerdings nur ein Rest erhalten blieb.

#### Anmerkungen

- 1 Šanige, A.: Kartuli zmnis sakcevi, französ. Resümee, tsu šromebi, VI, 1926, S. 335, Anmerkung 1.
- 2 Topuria, V.: Svanuri ena, I, zmna, 1931, S. 25–26.
- 3 Deeters, G.: Das kharthwelische Verbum, 1930, S. 27.
- 4 Dondua, K.: Kategorija inkluziva-ekskluziva v svanskom i ee sledy v drevnegruzinskom (in: Ržeuli našromebi, I, 1967).
- 5 Čikobava, A.: Mravlobitobis aynišvnis yiritadi principisatvis kartuli zmnis uşvilebis sistemaši (Iberiul-kaşkasiuri enatmecniereba, I, 1946).
- 6 Oniani, A.: Inkluziv-ekskluzivis kaşgoriis saşitxisatvis kartvelur enebši (Macne, 1965, Nr. 1).
- 7 Kartuli otxtavis ori şveli redakcia sami šaşberduli xelnaşeris mixedvit, gamosca a šanizem, 1945, šesavali, S. 011.
- 8 Vgl. Oniani, A.: a. a. O., S. 233.
- 9 Kartuli otxtavis . . . , S. 08.
- 10 Die Fälle, in denen in einem Satz Formen ein und desselben Sinnes einmal *m* aufweisen und ein andermal *gu*, unterzieht A. Tschikobawa einer eingehenden Untersuchung und betrachtet sie als Argumente, die die unterschiedliche Dialektherkunft dieser Präfixe beweisen (Čikobava, A.: a. a. O., S. 101–104). Unseres Erachtens haben wir es hier einfach mit einer Angleichung von Formen zu tun: anstelle von *m* wird in der Form *gu* verwendet (oder umgekehrt).
- 11 Dondua, K.: a. a. O., S. 293–295.
- 12 In beiden Redaktionen können unterschiedliche lexikalische Einheiten gleichen Inhalts auftreten. Im weiteren sind überall die Einheiten der C-Redaktion genannt.
- 13 Kartuli otxtavis . . . , S. 08.
- 14 Vgl. die von A. Čikobava aus dem Evangelientext von Opisa angeführten Beispiele. Čikobava, A.: a. a. O.
- 15 Das Matthäus- und das Markus-Evangelium gab V. Beneševič heraus: Saxarebaj otxtavi qelnacertagan šig da še şeltata, Peşterburgi 1909 und 1911. Die übrigen beiden Texte gab I. Imnaišvili heraus: Kartuli enis istoriuli kresşomatia, t. I, nac. I, 1970 (Lukas); Şveli kartuli enis kaşedris šromebi, 20, 1977 (Johannes).
- 16 Sakme mocikulta, gamosca i. abulaşem, 1956.
- 17 Kaşolike epistoleta şveli versiebi, gamosca ket. lortkipanizem, 1956.
- 18 Paşvles epistoleta kartuli versiebi, moamzades k. şoşenizem da k. daneliam a šanizis redakciit, 1974.
- 19 Psalmunis şveli kartuli redakciebi, gamosca mz. šanizem, 1960.
- 20 Cxorebaj iovanesi da eptwimesi, gamosacemad daamzada iv. şavaxišvilma, gamosca a šanizem, 1946.

Heinz Fähnrich

#### Zum Wesen der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion

Die theoretische Fundierung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft verdeutlicht in besonders klarer Sicht das Wechselspiel von Praxis und Theorie in der sprachwissenschaftlichen Forschung. Gewonnen aus der Abstraktion von Erkenntnissen, die aus der Beschäftigung mit dem Sprachstoff erwachsen, bleiben die theore-

tischen Aussagen nicht isoliertes Wissensgut, sondern wirken auf die Praxis der wissenschaftlichen Arbeit zurück. In der Sinnbestimmung der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion ist die Wechselwirkung von Theorie und Praxis konzentriert.

Die Rekonstruktion ist in der historisch-vergleichen-

den Sprachforschung zu einer gewöhnlichen Erscheinung und als Arbeitsmittel unentbehrlich geworden. Ihre unterschiedliche Bewertung aber gibt Anlaß, die Frage nach ihrem Wesen aufzuwerfen.

Die Rekonstruktionen grundsprachlicher Verhältnisse beruhen auf dem Vergleich des Befundes genetisch verwandter Sprachen. Rekonstruiert werden können einzelne Morpheme, ganze Wörter, phonematische Systeme, Bedeutungen, der Satzbau usw. Praktisch ist jede sprachliche Erscheinung in der Vergangenheit rekonstruierbar, wenn die Voraussetzungen, d. h. das Material, dafür gegeben sind. In der Frage aber, welcher Wert den erschlossenen Größen beizumessen sei, gehen die Ansichten der Sprachforscher teilweise beträchtlich auseinander.

A. Schleicher schien von der geschichtlichen Wirklichkeit seiner Rekonstruktionen überzeugt, als er als erster einen zusammenhängenden Text in der indoeuropäischen Grundsprache rekonstruierte. Die historisch-vergleichende Erforschung der indoeuropäischen Sprachen schritt aber unaufhaltsam weiter, und aufgrund der neuen Erkenntnisse gewann der gleiche Text bei Hirt bereits ein völlig anderes Aussehen.

Mit der Anfechtung von Schleichers Stammbaumtheorie gelangte J. Schmidt folgerichtig zur Kritik am Realitätsgehalt der Rekonstruktion:

„Fallen also die in neuerer Zeit konstruierten Grundsprachen, die europäische, nordeuropäische, slawodeutsche, südeuropäische, graecoitalische oder italokeltische dem Reiche des Mythos anheim, so schwindet auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Reconstruction der indogermanischen Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte.“/1/

„Eine andere Schwierigkeit bei der Reconstruction der Ursprache entsteht aus der Verbreitung der Worte in historischer Zeit. In wie viel Sprachen ein Wort vorhanden sein muss, um Anspruch auf urindogermanischen Adel zu gewinnen, das schien nicht schwer zu entscheiden, wenn man sich die, in welcher Weise auch immer, nach rückwärts convergierenden Linien eines Stammbaumes ziehen durfte. Diese Frage muss nun so lange unentschieden bleiben, bis man die Sprachen . . . darauf untersucht hat, wie sich die in mehreren Sprachen übereinstimmenden Erscheinungen geographisch verteilen.“/2/

„Die uns erscheinbare Grundform eines Wortes, Stammes oder Suffixes ist weiter nichts als das jeweilige Endergebnis unserer Forschungen über das betreffende Sprachelement und nur als solches für die Sprachgeschichte von Wert.“/3/

„Die Ursprache bleibt demnach bis auf weiteres, wenn wir sie als Ganzes betrachten, eine wissenschaftliche Fiction. Die Forschung wird durch diese Fiction allerdings wesentlich erleichtert, aber ein historisches Individuum ist das, was wir heute Ursprache nennen dürfen, nicht.“/4/

Der wissenschaftlichen Rekonstruktion stellen sich große Schwierigkeiten entgegen, die bisweilen die Möglichkeit der Rekonstruktion gänzlich in Frage stellen. Ein bedeutendes Hindernis stellt die Lückenhaftigkeit des uns erreichbaren Sprachmaterials dar: Ganze Sprachen sind spurlos untergegangen, von anderen besitzt man nur spärliche Angaben./5/ Aus der Vorgeschichte der Ägäis und Vorderasiens sind zahlreiche Völkernamen überliefert, die sprachlich ohne Bezug bleiben, weil von ihren Sprachen faktisch nichts übriggeblieben ist, so daß alle Vermutungen über ihre sprachliche Zugehörigkeit ohne Grundlage bleiben. Welche Sprachen die Leleger, Philister, Mossynoiken gesprochen haben, bleibt unbekannt, auch wenn es geistreiche Hypothesen gibt, die diese Fragen zu klären suchen. Nur wenig besser bestellt ist es mit dem Kassitischen. Hier verfügen wir zwar über dürftige Sprachreste, aber deren Menge und Aussagekraft ist

so gering, daß nur mit größten Vorbehalten weiterreichende Schlüsse gezogen werden können. Wenn kassitisch tu-ru-uḫ-na „Wind“ mit hattisch ta-a-ru „Wettergott“ und kassitisch ma-āḫ-hu „Gott“ mit hattisch aḫḫab „Gott“ verglichen wird, so scheint sich eine Möglichkeit anzubahnen, das Kassitische vielleicht doch aus seiner Isoliertheit lösen zu können./6/ Aber dieser Weg ist mit außerordentlicher Vorsicht zu gehen, denn die Kargheit des Materials kann durch die strenge Einhaltung der Methode nicht voll ausgeglichen werden.

Schriftlose Sprachen bieten weniger Möglichkeiten zur Rekonstruktion als Sprachen mit langer schriftlicher Tradierung. Doch selbst die schriftliche fixierte Sprache gibt nicht das vollständige Bild der lebenden Sprache wieder, so daß auch die rekonstruierte Grundsprache nur als Annäherung an die wirklich gesprochene Grundsprache aufzufassen ist./7/

Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion sprachlicher Größen bereitet auch die Tatsache, daß Tochtersprachen unabhängig voneinander die gleichen Neubildungen hervorbringen können, die sich nur schwer von grundsprachlich überkommenen unterscheiden lassen./8/

Jespersen vertritt die Ansicht, die Erschließungen würden um so zweifelhafter, je größer ihr Ausmaß und der zeitliche Abstand zwischen Sprachbeleg und rekonstruierter Stufe sei. Deshalb seien erschlossene Formen nur sparsam und mit Vorsicht zu verwenden./9/

Eine wirklichkeitsnahe Charakteristik der Rekonstruktion gibt Hoenigswald:

„In a literal sense reconstruction procedures serve only to identify the number of contrasting entities in proto-language. But actually they do much more: they furnish presumptions about the location of these contrasts in the sequence . . . , and they give us information on the physical nature of the protophones and proto-phonemes.“/10/

Bei allem Wert, den die Rekonstruktionen besitzen, stoßen sie doch oft auf große Hindernisse, die nicht einmal erkannt werden können. Angenommen, in einer Grundsprache hätte es drei Vokale gegeben: /ā/, /a/ und /o/. Von der Grundsprache lägen fünf rezente Tochtersprachen vor (I, II, III, IV, V). Das grundsprachliche /ā/ böte in den Tochtersprachen folgende Reflexe:

I: /e/, II: /e/, III: /e/, IV: /a/, V: /a/.

Das grundsprachliche /a/ böte in den Tochtersprachen folgende Reflexe:

I: /o/, II: /a/, III: /a/, IV: /o/, V: /a/.

Das grundsprachliche /o/ böte folgende Reflexe:

I: /u/, II: /o/, III: /o/, IV: /o/, V: /u/.

In diesem Fall könnten wir wohl /\*a/ und /\*o/ richtig rekonstruieren, doch auf ein /\*ā/ käme man bei den vorliegenden Entsprechungen kaum. Statt dessen würde man /\*e/ rekonstruieren. Für das System der Oppositionen spielt das eine untergeordnete Rolle, aber für die anzusetzende Natur des Vokals ist das entscheidend.

Solche Fälle können unter diesen Umständen zum Zeitpunkt des Vergleichs weder erkannt noch ausgeschlossen werden, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, tragen alle Rekonstruktionen bedingten Charakter.

Ansichts all dieser Schwierigkeiten sieht sich Delbrück veranlaßt zu fragen, ob es nicht besser sei, auf die Konstruktion von Urformen überhaupt zu verzichten, kann sich aber nicht dazu entschließen, dies zu empfehlen./11/

Meillet zeichnet ein zwar düsteres, aber realistische Teilaussagen enthaltendes Bild der Rekonstruktion:

„Die Entsprechungen lassen die Annahme von etwas Gemeinsamen zu, aber dieses Gemeinsame bleibt unbekannt, und man kann sich davon nur auf Grund von Hypothesen ein Bild machen, von unbeweisbaren Hypothesen: die Entsprechung allein ist also Gegenstand der Wissenschaft. Man kann eine verschwundene Sprache durch Vergleichung nicht rekonstruieren: Die Vergleichung der romanischen Sprachen gäbe weder eine genaue, noch eine vollständige Vorstellung vom Vulgärlatein. Es besteht kein Grund zur Annahme, die Vergleichung der idg. Sprachen sei lehrreicher; man kann das Indogermanische nicht rekonstruieren.“/12/ Und weiter: „Aber die Entsprechungen sind die einzigen Tatsachen, die ‚Rekonstruktionen‘ sind nur Formeln, mit denen man abgekürzt die Entsprechungen zum Ausdruck bringt.“/13/

Dempwolff sieht die Rekonstruktionen unter ähnlichem Aspekt:

„Bei einer solchen Ursprache kommt es gar nicht so sehr darauf an, eine historische Wirklichkeit aufzudecken, sondern vielmehr ein Bezugssystem für Vergleichszwecke zu schaffen.“/14/ „Ausdrücklich sei nochmals hervorgehoben, daß dieses Lautsystem nur ein wissenschaftliches Mittel der Sprachvergleichung sein soll und nicht den Anspruch macht, in vollem Umfang eine historische Wirklichkeit von Menschen gesprochener Laute zu erschließen.“/15/

In der modernen historisch-vergleichenden Sprachforschung besteht Einhelligkeit darüber, daß die Rekonstruktion keineswegs völlig der Realität entspricht. Daß man trotzdem nicht auf sie verzichten möchte, belegt, daß sie aus der Sprachgeschichtsforschung nicht mehr wegzudenken ist. Ihre Eigenschaften machen sie für die Wissenschaft so überaus praktikabel. Die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion stellt in erster Linie ein Arbeitsmittel dar, das die Verhältnisse einfach und klar bezeichnet, die in sprachlichen Entsprechungen zum Ausdruck kommen. So betrachtet, stellt die Rekonstruktion das Festhalten des jeweiligen Forschungsstandes dar. Mit dieser Fixierung des Wissenschaftsstandes ist aber gleichzeitig auch eine Deutung der Entsprechungen verbunden, so daß die Rekonstruktion statistisches Erfassen und wissenschaftliche Interpretation in sich vereint. Die Rekonstruktion leitet ihrer Natur nach von der Widerspiegelung rein numerischer Sachverhalte über die Anordnung der Kontrastgrößen zur physikalischen Beschaffenheit der erschlossenen Sprachgrößen über. Dieses für Vergleichszwecke geschaffene Bezugssystem wächst damit über sich und seine ursprünglichen Möglichkeiten hinaus und tastet sich an die historische Wirklichkeit heran. Damit soll keineswegs gesagt sein, die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion entspreche der geschichtlichen Realität der Sprache. Die Geschichte der Sprachwissenschaft könnte das vielfach widerlegen. Aber die Rekonstruktion ist als Annäherung an die Wirklichkeit zu betrachten, als eine stete Annäherung an die Wirklichkeit im Lauf der Forschung. So wird die Erschließung früherer sprachlicher Teilgrößen zu einem wertvollen Mittel der Erkenntnisgewinnung. Dieser Bestimmung kommt eine Eigenschaft der Rekonstruktion entgegen, die sie gestaltbar und korrigierbar macht: ihre Wandlungsfähigkeit.

Die Wandlungsfähigkeit der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion ist mannigfaltig belegbar. Die Geschichte der historisch-vergleichenden Sprachforschung ist ja ein einziger gewaltiger Prozeß des steten Umdenkens und Neubegreifens im Fluß der Forschung. Ein anschauliches Beispiel dafür ist der Wandel in der

Rekonstruktion des phonologischen Systems der spätgemeinkartwelischen Grundsprache. Hier kam es vor allem im Bereich der Alveolarphoneme zu einer rasch fortschreitenden Entwicklung sprachwissenschaftlicher Anschauungen, die im Wandel der Rekonstruktion ihren faßbaren Ausdruck fand.

Die Tatsache, daß georgischen Vorderalveolaren im Sanischen (Kolchischen) und Swanischen Hinteralveolare regelmäßig entsprechen (georg. mze „Sonne“, las. mʒora, swan. miž; georg. zvavi „Lawine“, swan. žaj; georg. jma „Bruder“, san. žuma, žima, swan. žumil; georg. -is „Genitivsuffix“, san. -iž, swan. -iž; georg. sv- „trinken“, san. šv-, swan. šw-), den georgischen Hinteralveolaren dagegen in den anderen beiden Kartwelsprachen Konsonantengruppen aus einem alveolaren und einem vorderalveolaren Phonem (georg. čem-i „mein“, san. čkim-i, swan. mi-šgu; georg. čven-i „unser“, san. čkim-i, čkun-i, swan. gu-šgwe-j; georg. mačv-i „Dachs“, san. munčkv-i, munčk-i, georg. šua „Mitte“, san. ška, swan. isga, georg. šen-i „dein“, san. skan-i, swan. isgu), wurde zur Grundlage genommen, für das Gemeinkartwelische zwei alveolare Reihen anzusetzen: eine vorderalveolare und eine hinteralveolare. Beide Reihen hätten sich in ursprünglicher Form im Georgischen erhalten, während die anderen beiden Sprachen sekundäre Entwicklungen aufzuweisen hätten. Aus den Vorderalveolaren entstanden im Sanischen und Swanischen Hinteralveolare, während aus den Hinteralveolaren im Sanischen und Swanischen besondere Konsonantengruppen entstanden./16/ Dieser auf der Vorarbeit von A. Cagareli und N. Marr basierende Schluß war eine wichtige Erkenntnis, hatte aber von vornherein den Nachteil, daß nicht sämtliches Material adäquat Berücksichtigung fand. Das Bestehen sanischer und swanischer vorderalveolarer Entsprechungen für georgische Vorderalveolare ging nicht in die Rekonstruktion ein, sondern wurde anders erklärt: Die sanischen und swanischen Vorderalveolare seien entweder in aus dem Georgischen entlehntem Material vorhanden oder stellten Angleichungen an das georgische Material dar. Doch die Regelmäßigkeit der vorderalveolaren Phonementsprechungen im Grundwortschatz (in den Wurzel- und Affixmorphemen) schließt die Erklärung der Entlehnung oder Angleichung aus.

Diesen Gegebenheiten Rechnung tragend, rekonstruierte V. Polak für das spätgemeinkartwelische Konsonantensystem vier Reihen im alveolaren Bereich: 1. verstärkte Vorderalveolare, 2. schwache Vorderalveolare, 3. verstärkte Hinteralveolare, 4. schwache Hinteralveolare./17/ Polaks Rekonstruktion liegt außer den drei genannten Entsprechungen (georg. Vorderalveolar – san. und swan. Vorderalveolar; georg. Vorderalveolar – san. und swan. Hinteralveolar; georg. Hinteralveolar – san. und swan. Konsonantengruppe) eine vierte Entsprechung zugrunde: georg. Hinteralveolar – san. und swan. Hinteralveolar. Doch bei dieser vierten Entsprechung im alveolaren Bereich übersah Polak, daß es sich um ein typisches „Fremdlautgesetz“ im Sinne von N. Trubetzkoy/18/ handelt, wodurch sein Rekonstruktionsversuch hinfällig wurde.

Eine andere Interpretation der Entsprechungen und damit eine andere Rekonstruktion des Alveolarbereichs des gemeinkartwelischen phonematischen Systems gab K. H. Schmidt/19/, der als Ausgangspunkt für die Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Vorde-

ralveolar im Spätgemeinkartwelischen Vorderalveolare ansetzte, während er für die Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan Hinteralveolar als Ausgangsphoneme Hinteralveolare ansetzte. Die Entsprechung georg. Hinteralveolar: san. und swan. Konsonantengruppe erklärte er als Verschmelzung des Konsonantenkomplexes zu einem Hinteralveolar im Georgischen ähnlich der Entwicklung in den germanischen Sprachen/20/, wodurch er die Rekonstruktion einer dritten alveolaren Reihe umging. Mit dem von K. H. Schmidt vorgeschlagenen Lösungsversuch lassen sich aber die aus Sibilant und Velarexplosiv bestehenden Konsonantengruppen der georgischen Sprache nicht erklären, die in vielen Fällen nicht als Sanismen zu betrachten sind. Dieser und weitere Widersprüche legen es nahe, den Rekonstruktionsversuch von K. H. Schmidt zu verwerfen.

Am besten trägt die von G. Mačavariani/21/ vorgenommene Rekonstruktion des spätgemeinkartwelischen Konsonantensystems den in den Kartwelsprachen vorliegenden Phonementsprechungen im alveolaren Bereich Rechnung. Er rekonstruierte für das gemeinkartwelische phonologische System drei lokale Reihen von Sibilanten: 1. Vordersibilanten (Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Vorderalveolar), 2. Mittelsibilanten (Entsprechung georg. Vorderalveolar: san. und swan. Hinteralveolar), 3. Hintersibilanten (Entsprechung georg. Hinteralveolar: san. und swan. Konsonantengruppe), wobei er durchaus anerkannte, daß die phonetische Kennzeichnung der drei Alveolarreihen bedingten Charakter trägt und auch aufgrund anderer Interpretationen verändert werden könnte./22/

Die oben geschilderte stufenweise Veränderung der Rekonstruktion des spätgemeinkartwelischen phonematischen Systems führte zu einer bedeutenden Annäherung an die geschichtliche Sprachwirklichkeit, die sich in der Abnahme der Widersprüche zwischen Rekonstruktion und Sprachbelegen äußert.

Ähnliche Veränderungen von Rekonstruktionen grundsprachlicher Größen lassen sich auch auf anderen Gebieten belegen, beispielsweise in der Lexik.

Aus den Wörtern georg. *puṭkar-i* „Biene“, las *buṭkuṣ-i* erschloß G. A. Klimov/23/ die kartwelische Ausgangsform *\*buṭkar-*, wobei er den georgischen Anlaut als Ergebnis des Stimmhaftwerdens des anlautenden /*b*/ betrachtete, wohingegen G. Mačavariani las. *buṭkuṣ-i* < *\*puṭkuṣ-i* annimmt, womit er zu der kartwelischen Grundform *\*puṭkar-* gelangt. Sein Argument, das Stimmloswerden von anlautendem [*b*] im Georgischen unter dem Einfluß der Konsonantengruppe [*tḱ*] sei für das Georgische nicht kennzeichnend, wirkt überzeugend./24/

Auf der Grundlage georgischer und sanischer Lexik (georg. *tixa*, altgeorg. *tiqa-j* „Ton, Lehn“, san. *dixa* „Boden, Erde“) wurde die gemeinkartwelische Grundform *\*tiqa* rekonstruiert, wobei im Sanischen Dissimilation des /*\*t*/zu/*d*/ in der Nachbarschaft von /*x*/ angenommen wurde./25/ Doch sanisches Wortgut belegt, daß die Phonemfolge /*tVx*/ durchaus anzutreffen und nicht dissimilatorischen Veränderungen unterworfen ist. Dagegen gibt es untrügliche Beispiele innerhalb des Georgischen, daß hier stimmhafte anteriorische Konsonanten im Anlaut unter dem Einfluß eines folgenden /*q*/ bzw. /*x*/ stimmlos werden (*perqi*, *cixe*), wodurch die Rekonstruktion von kartwelisch *\*diqa* größere Wahrscheinlichkeit gewinnt./26/

Die regelmäßigen Entsprechungen georg. *xox-v-a* „kriechen“, san. *xox-u-a* führten zur Rekonstruktion des gemeinkartwelischen *\*xox-/27/* Aber das Auffinden mit /*q*/ anlautender Formen dieses Etymons in georgischen Dialekten, die das /*q*/ bewahrt haben/28/, zwingt zur Rekonstruktion von *\*qoq-*.

Andererseits können auch erschlossene Grundformen durch neu gefundene etymologisch zugehörige Lexik gestützt und sicherer gemacht werden. In der Fachliteratur wird georg. *qvl-ep-a* „Fell abziehen, berauben“ mit swan. *qwep-* „Fell abziehen, bleichen“ verbunden/29/ und die Vermutung ausgesprochen, das swanische Wort könne auf *\*qwl-ep* zurückgehen. Diese Rekonstruktion wird durch das sanische Wortgut (mingr. *\*vil-* „töten“, las. *qvil-*) untermauert.

Georg. *gr-a* „fallen, werfen“ wird mit swan. *li-ger* „schlagen“ in Verbindung gebracht./30/ Das georgische Verbalsubstantiv läßt keinen Schluß auf die Natur des ursprünglichen Wurzels vokal zu, denn das Wurzelmorphem befindet sich auf der vokalischen Nullstufe. Doch der swanische Vokalismus legt die Vermutung nahe, als Wurzelsvokal auf der Normalstufe sei /*\*e*/ anzusetzen. Diese Rekonstruktion findet ihre Stütze im sanischen Vokalismus (mingr. *\*ar-* „bewegen“, las. *gar-* „sammeln, werfen“).

Die Wandlungsfähigkeit der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion bietet die Gewähr für ihre ständige Verbesserung und Entwicklung, für ihre stete Annäherung an die ehemalige Wirklichkeit. Das Kriterium für die Stichhaltigkeit oder Unbrauchbarkeit einer Rekonstruktion ist die sprachwissenschaftliche Praxis in ihrer Gesamtheit. In der Praxis des Forschens werden die aufgestellten Rekonstruktionen immer von neuem Prüfungen unterworfen, die zur Verbesserung der Bestehenden zwingen. Unter sprachwissenschaftlicher Praxis ist ein weiteres Arbeitsfeld zu verstehen, das sich nicht nur auf rein linguistische Anliegen beschränkt, sondern auch von der Sprachwissenschaft auf andere Wissensgebiete übergreift und dabei Überlappungen schafft, die weit in andere Wissenschaften, beispielsweise die Ethnographie, hineinreichen, wodurch letztlich die Sprachwissenschaft wichtige Anstöße und Anregungen für ihre weitere Entwicklung erhält.

Die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion kann nach Methode und Zielstellung verschiedener Art sein. Die äußere Rekonstruktion stützt sich bei der Erschließung nicht belegter sprachlicher Größen auf den Vergleich von Material verschiedener genetisch verwandter Sprachen bzw. von Material ein und derselben Sprache aus unterschiedlichen Mundarten.

Je nach dem Gegenstand der Rekonstruktion werden phonologische, morphonologische, morphologische, syntaktische, lexikalische, semantische usw. Rekonstruktion unterschieden. Von der Rekonstruktion im phonologischen Bereich war schon die Rede, die Rekonstruktion morphonologischer Größen trägt noch umfassenden Charakter, denn sie setzt die phonologische Rekonstruktion voraus und baut auf ihr auf. Phonologische, morphonologische und morphologische Rekonstruktion gehen Hand in Hand mit der lexikalischen Rekonstruktion. Die Erschließung der Einheiten der Sprache, die keine Bedeutung tragen, phonematischer und morphonematischer Größen, ist ja notwendigerweise an bedeutungstragende Elemente gebunden, und hier

tritt im Fluß der sprachwissenschaftlichen Erschließung das Wesen der Sprache und der Doppelcharakter des sprachlichen Zeichens deutlich hervor. Die historisch-vergleichende Sprachforschung fußt auf der Zweiseitigkeit des sprachlichen Zeichens, während die unilaterale Zeichenauffassung für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft bisher der praktischen Anwendbarkeit entbehrt.

Große Teile des morphonologischen Systems einer Grundsprache sind rekonstruierbar, wenn hinreichend Vergleichsmaterial vorhanden ist. Selbst dann, wenn durch die äußere Rekonstruktion keine schlüssige Aussage möglich ist, können Analogieschlüsse anhand schon gewonnener Daten über den Aufbau des Systems und die Anordnung seiner Einzelteile gezogen werden. Die Rekonstruktion von Teilen des frühgemeinkartwelischen morphonologischen Systems vermag das gut zu veranschaulichen.

Von den theoretischen möglichen Konsonantenkombinationen der frühgemeinkartwelischen Wurzelmorpheme des Typs CVC (Konsonant – Vokal – Konsonant) ist nur ein Teil belegbar. Es entsteht die Frage, wodurch das Fehlen bestimmter Kombinationen zu erklären ist, ob es sich um Zufall handelt oder um systembedingte Leerstellen. Offenbar ist nicht allen Leerstellen die gleiche Bedeutung beizumessen. Einige Leerstellen können rein zufälliger Natur sein, hervorgerufen durch die Lückenhaftigkeit des uns zur Verfügung stehenden Materials oder durch den Umstand, daß die Sprache nicht alle kombinatorischen Möglichkeiten genutzt hat, die ihr vom System geboten wurden. Daß die Kombination  $*kV\check{c}$  nicht belegbar ist, läßt sich nicht dahingehend interpretieren, daß sie etwa vom System ausgeschlossen wäre, denn andere Kombinationen von  $/*k/$  mit alveolaren stimmlosen Affrikaten ( $*kVc$ ,  $*kVc_1$ ) sind durch Material gesichert.

Dagegen fällt auf, daß die Kombinationen labialer Konsonantenphoneme untereinander bei diesem Morphemtyp fehlen. Für die frühgemeinkartwelische Grundsprache nicht nachweisbar sind die Wurzelmorpheme  $*bVb$ ,  $*bVp$ ,  $*bVp$ ,  $*pVb$ ,  $*pVp$ ,  $*pVm$  usw. Das scheint die Folgerung zuzulassen, daß Konsonantenkombinationen dieser Art vom frühgemeinkartwelischen morphonologischen System ausgeschlossen waren. Doch dem steht entgegen, daß im Georgischen Wörter mit den Kombinationen  $bVm$  bzw.  $bOm$  (vabam „ich binde an“, bmo „Schorf“) anzutreffen sind, die, falls sie sich ins Gemeinkartwelische zurückprojizieren ließen, im Frühgemeinkartwelischen eine Struktur  $*bVm$  ansetzen ließen. Was die Form vabam anbelangt und alle damit im Zusammenhang stehenden Formen, so macht das Aoristverhältnis deutlich, daß es sich bei dem  $b-am$  um zwei Morpheme handelt (Wurzelmorphem  $b-$  und Affixmorphem  $-am$ ). Schwieriger steht es um  $bmo$ , wo sich das Wort nicht einfach zergliedern läßt, obwohl denkbar wäre, daß wir es auch hier mit einer Ableitung von  $b-ma$  zu tun haben könnten. Fest steht hier nur, daß aufgrund des Fehlens sanischer und swanischer Äquivalente sich georg.  $bmo$  vorerst nicht auf gemeinkartwelisches Niveau zurückführen läßt. Theorie und Praxis haben bei der Lösung dieser Frage Hand in Hand zu gehen. Derjenigen Lösung ist der Vorzug zu geben, die am einfachsten und widerspruchsfrei allen bekannten Sprachdaten gerecht wird. In diesem Fall ist anzunehmen, daß alle Kombina-

tionen labialer Konsonanten im frühgemeinkartwelischen Wurzelmorphemtyp CVC vom System her unzulässig waren. Diese theoretische Lösung wird gestützt durch Parallelen im dentalen, alveolaren und postalveolaren Bereich, wo gleichfalls Kombinationen dentaler bzw. alveolarer und postalveolarer Konsonanten untereinander systembedingt unmöglich waren. Dazu kommt, daß sich das frühgemeinkartwelische morphonologische System bei der Realisierung des Wurzelmorphemtyps CVC durch eine konsequente Kongruenz auszeichnet: eine Kombination, die im System möglich ist (z. B.  $*dVb$ ), ist auch in ihrer Umkehrung möglich ( $*bVd$ ). Dagegen sind Kombinationen, die vom System ausgeschlossen sind (z. B.  $*\check{c}Vq$  und  $*\check{c}_1V\check{s}$ ), auch in ihrer Umkehrung nicht realisierbar. Das trifft auch auf die Kombination  $*mVb$  zu, die systembedingt nicht realisiert war, woraus sich wiederum der Schluß auf die Unmöglichkeit ihrer Umkehrung  $*bVm$  ergibt.

Die morphologische Rekonstruktion der gemeinkartwelischen Grundsprache ergibt mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß das grundsprachliche Kasusystem einfacher war als das der aus der gemeinkartwelischen Grundsprache hervorgegangenen Einzelsprachen. Für die Grundsprache lassen sich zwar Dativ (georg.  $-s$ , san.  $-s$ , swan.  $-s$ :gemeinkartwel.  $-s$ ), Genitiv (georg.  $-is$ , san.  $-i\check{s}$ , swan.  $i\check{s}$ :gemeinkartwel.  $-s_1$ ) und andere Fälle rekonstruieren, aber schon beim Ergativ streben die Formen der modernen Kartwelsprachen derart auseinander, daß die Annahme berechtigt erscheint, der Ergativ sei der Grundsprache fremd gewesen. Das Ergativsuffix des Georgischen lautet  $-man$ , des Sanischen  $-k$ , des Swanischen  $-d$  und  $-m$ . Diese verschiedenartigen Formationen sind nicht auf eine Grundform zurückführbar. Und doch gelingt es, ein kleines Stück weiter in die Vergangenheit vorzustoßen, als es diese Affixe erlauben. Das georgische Ergativsuffix  $-man$  ist pronomialer Herkunft. Georg.  $man$  ist die Ergativform eines ursprünglichen Demonstrativpronomens:  $ma-s$  (Dativ),  $m-is$  (Genitiv),  $ma-n$  (Ergativ). Aus dieser Form ist ersichtlich, daß in dem heutigen georgischen Ergativsuffix  $-man$  ein älteres Ergativzeichen  $-n$  abzutrennen ist. Dieses  $-n$  findet sich in der Form des Fragepronomens  $vi-n$  wieder, dessen nominativische Funktion nach H. Schuchardt sekundär ist. Dieses für die georgische Sprache nachweisbare Ergativsuffix  $-n$  kann auch im Sanischen belegt werden:  $mi-n$  (wer?). Doch im Swanischen fehlt jeder Hinweis auf ein derartiges Suffix. Dieser Umstand gestattet es lediglich, das Ergativsuffix  $-n$  für die Zeit der georgisch-sanischen Spracheinheit zu rekonstruieren, obwohl nicht auszuschließen ist, daß es vielleicht früher auch im Swanischen vorhanden war und dann verloren gegangen ist. Daraus ergibt sich für die theoretische Sicht der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion eine wichtige Folgerung. Da nicht abzusehen ist, in welchen Sprachen welches Material ausgefallen ist, sich auch nicht ermitteln läßt, ob nicht vielleicht die eine oder andere sprachliche Erscheinung in allen Sprachen einer Sprachfamilie völlig verlorengegangen ist, muß man sich von vornherein bescheiden, nicht das gesamte System einer Grundsprache rekonstruieren zu können, sondern stets nur Teile davon.

Die syntaktische Rekonstruktion bereitet ungleich größere Schwierigkeiten als die morphologische, denn für die Syntax fehlt die Möglichkeit, in gleicher Art über die

regelmäßigen Phonementsprechungen zu systematisieren, wie das in der Morphologie möglich ist. Voraussetzung für weite Bereiche der syntaktischen Rekonstruktion in Sprachen, die über morphologische Mittel verfügen, ist die Rekonstruktion der Morphologie, weil die Erschließung bzw. Nichterschließung bestimmter Formationen in der Grundsprache bereits Schlüsse auf deren grundsprachliche Funktion zuläßt.

Die syntaktische Reihung entzieht sich bisher in starkem Maße der Rekonstruktion, doch scheint sich hier ein Zugang durch die Berücksichtigung morphologischer Gegebenheiten zu eröffnen. Die morphologische Reihung ist in gewisser Weise als erstarrte ehemalige syntaktische Reihung aufzufassen. Wenn in einer Sprache dem Verbalstamm als Suffix zuerst ein Personenzeichen und danach ein Numeruszeichen angefügt wird, kann man folgern, daß die Syntax vor dem Verwachsen der Suffixe mit dem Verbalstamm die gleiche Reihenfolge zeigte: zuerst stand ein Wort, das den Bedeutungskern des späteren Verbs beinhalten, dann folgte ein Wort zum Ausdruck der Person, dann eines zur Bezeichnung des Numerus. Diese im großen und ganzen annehmbare Folgerung kann aber nicht über alle Unsicherheiten hinweghelfen. Die heute vorliegende Reihenfolge der Morpheme in einer komplizierten Verbalform muß nicht in jedem Fall gleichbedeutend mit der früheren syntaktischen Reihenfolge sein. Die altgeorgische Verbalform *da-u-çer-e* „ich habe ihm geschrieben“ läßt nicht etwa den Schluß zu, man könne die historische Syntax völlig analog der Morphologie ansetzen. Das ist zwar vom Prinzip her der Fall, bedarf aber im einzelnen gründlicher Untersuchung. In diesem Fall sind der Form zwei Morpheme ursprünglich zusätzlich anzusetzen, die im Verlauf der Entwicklung ausgefallen sind: *\*da-v-h-u-çer-e./31/*

Ebensowenig faßbar ist durch die rezente morphologische Reihung die frühere Tmesis. Diese im Altgeorgischen stark verbreitete Erscheinung (z. B. *tkuen še-ara-xvalt da šemavalta agenebt* „ihr geht nicht hinein und haltet die Hineingehenden auf“, *da mi-vinme-ugo mas ertman erisaganman* „und einer von den Leuten antwortete ihm“) ist im Neugeorgischen gar nicht mehr vorhanden. Gäbe es keine altgeorgischen Sprachdenkmäler, hätte man aus heutiger Sicht nicht den geringsten Anhaltspunkt, für die altgeorgische Sprache eine Tmesis zu rekonstruieren.

Allerdings sind aus der morphologischen Reihung auch zahlreiche wichtige Erkenntnisse gewinnbar. Die Tatsache, daß in den modernen Kartwelsprachen Georgisch, Sanisch (Kolchisch) und Swanisch an die Verbalwurzel ganze Ketten von Prä- und Suffixen treten können, deren Reihenfolge unveränderlich ist, gestattet verschiedene Interpretationen in bezug auf die Syntax der gemeinkartwelischen Grundsprache. Die Charaktervokale, die Beziehungen zwischen der Handlung und den von der Handlung betroffenen Nominalbestandteilen des Satzes (Subjekt, direktes Objekt, indirektes Objekt) zum Ausdruck bringen, stehen unabhängig von der Anzahl anderer Affixe im Verbalgefüge immer unmittelbar vor der Verbalwurzel. Diese innige Verbindung von Charaktervokal und Verbalwurzel deutet darauf hin, daß die lexikalischen Einheiten, aus denen die Charaktervokale entstanden, früher unmittelbar vor dem Verb standen, so daß sie im Laufe der Zeit mit ihm verwachsen konnten. Gleichzeitig sind sie Ausdruck der ältesten Funktion des

gemeinkartwelischen Verbs und belegen, wie grundlegend gerade ihre Aufgabe bei der Herausbildung der kartwelischen Verbalgestalt gewesen ist. Die morphologische Nähe der Charaktervokale zur Verbalwurzel ist Zeichen ursprünglicher syntaktischer Nähe und äußerst enger, wesentlicher Beziehungen im Satz.

Die lexikalische Rekonstruktion läßt am besten erkennen, daß die Rekonstruktion sprachlicher Zeichen infolge der Doppelnatur des Zeichens zwei Seiten umfaßt: die formale (lautliche) Rekonstruktion und die inhaltliche (semantische) Rekonstruktion. Gibt es für die formale Rekonstruktion feste methodische Grundlagen, die auf der Evidenz der regelmäßigen Phonementsprechungen (durch spontanen Lautwandel) und ihrer wiederum regelmäßigen Abweichungen (durch kombinatorischen Lautwandel) fußen, so fehlen ähnliche Hilfsmittel im semantischen Bereich.

Ob die semantische Differenzierung der grundsprachlichen Einheiten systemlos erfolgt oder die sprachwissenschaftliche Forschung zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur noch nicht in der Lage ist, die Regelmäßigkeit semantischer Änderungen zu erkennen, wird zwar viel erörtert, muß aber vorläufig offen bleiben. Tatsache ist nur, daß die formale Seite der lexikalischen Rekonstruktion strengen methodischen Grundsätzen unterliegt, worauf letztlich auch der Nimbus der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft als des exaktesten Gebietes der Gesellschaftswissenschaften beruht, während die semantische Rekonstruktion noch weitgehend subjektivem Abwägen unterliegt. Das äußert sich besonders deutlich bei der Erarbeitung etymologischer Wörterbücher, in denen lexikalische Rekonstruktionen geboten werden. Es fällt auf, daß hier den Grundsprachen eine Unzahl lexikalischer Einheiten allgemeiner Natur oder abstrakter Bedeutung zugeschrieben wird, die sich bei näherer Untersuchung nur als Ausdruck des Unvermögens herausstellen, aus der Vielzahl der konkreten Einzelbedeutungen die ursprüngliche konkrete Einzelbedeutung der grundsprachlichen lexikalischen Einheit zu gewinnen. Auf welche semantische Ausgangsgröße lassen sich georg. *mṭveri* „Staub“, las. *mṭveri* „Staub, Asche“ und swan. *ṭwi* „Erde“ zurückführen? Ähnlich verhält es sich mit dem Etymon georg. *koni* „Fett“ und las. *kuni* „Hirn“. Selbst wenn man in diesem Fall so weit geht, Material aus daghestanischen und nachischen Sprachen zur Klärung heranzuziehen, bleibt die semantische Rekonstruktion unsicher, denn diese Sprachen fügen den beiden bisher bekannten Bedeutungen „Fett“ und „Hirn“ eine weitere hinzu: „Fleisch“ (tschetschenisch *honulla* „Fett“, andisch *honu* „Hirn“, awarisch *han* „Fleisch“).

Der herkömmlichen äußeren Rekonstruktion wird die innere Rekonstruktion gegenübergestellt./32/ Die Gegenüberstellung beruht auf der Verschiedenheit des Materials, das für beide Arten der Rekonstruktion als Ausgangsgrößen verwendet wird, aber auch auf der Unterschiedlichkeit der Methode, die sich zwingend aus der Art des Stoffes ergibt. Die innere Rekonstruktion findet Anwendung, wenn Material ein und derselben Sprache ohne Hinzuziehung verschiedener Dialektformen zum Ausgangspunkt genommen wird. Die Verfahren, die im einzelnen bei der inneren Rekonstruktion angewendet werden, tragen verschiedenen Charakter. Ihre Materialbedingtheit macht sie vom Prinzip her gestaltungsreicher

als das Verfahren bei der äußeren Rekonstruktion, obwohl beiden, der äußeren wie der inneren Rekonstruktion, die gleiche Betrachtungsweise, das Vergleichen, zugrunde liegt. Unterschiedlich ist aber, was verglichen wird und wie die Ergebnisse des Vergleichs verwertet werden. Stützt sich die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft bei der äußeren Rekonstruktion der lautlichen Seite sprachlicher Zeichen auf die Systemhaftigkeit der Lautveränderungen, so nutzt die innere Rekonstruktion das Sprachsystem in seiner relativen statischen Beschaffenheit, um daraus Schlüsse auf den Sprachwandel zu ziehen. Bei der äußeren wie bei der inneren Rekonstruktion werden aus synchroner Sprachbetrachtung Schlüsse auf die Diachronie der Sprache gezogen.

Die einzelnen Verfahren bei der inneren Rekonstruktion können in Abhängigkeit vom Material sehr verschiedenartig sein. Einen wesentlichen Anwendungsbereich haben Betrachtungen auf typologisch-funktionaler Grundlage und Schlüsse nach dem Analogieprinzip gefunden.

Nach der gemeinkartwelischen Wurzeltheorie/33/ weist ein gemeinkartwelisches Wurzelmorphem die grundlegende gesetzmäßige Form CVC (C = Konsonant, V = Vokal) auf, wobei C durch S (S = Sonant) ersetzt werden kann. Mit der Methode der äußeren Rekonstruktion gewann man beispielsweise folgende Wurzelmorpheme:

CVC: \*tes „säen“

\*qed „gehen“

\*dab „Siedlung, Feld“

CVS: \*ber „wehen“

\*qel „Hand“

\*ç<sub>1</sub>er „ritzen, schreiben“

SVC: \*laš „Lippe“

\*wed „gehen“

\*wac<sub>1</sub> „Bock“

SVC: \*wel „blitzen“

\*wal „gehen“

\*jor „zwei“./34/

Von dieser Struktur weichen einige gemeinkartwelische Wurzelmorpheme ab, die anstelle eines einfachen Konsonanten (bzw. Sonanten) einen dezessiven harmonischen Konsonantenkomplex oder Labialkomplex aufweisen:

\*racx „zählen“

\*ç<sub>1</sub>gal „Wasser“

\*ç<sub>1</sub>wet „Tropfen“

\*reyw „zerstören“.

Diese durch die Methode der äußeren Rekonstruktion gewonnenen Erkenntnisse lassen sich innerhalb des gemeinkartwelischen morphologischen Systems durch die Methode der inneren Rekonstruktion weiterentwickeln. Auf der Grundlage typologisch-funktionalen Vergleichens gelangt man zum Schluß, daß die dezessiven harmonischen Konsonantenkomplexe und die Labialkomplexe in diesen Fällen von der Warte der Wurzelstruktur homogene Einheiten darstellen, die in ihrer Funktion einfachen Konsonanten gleichzusetzen sind, woraus sich wiederum die Folgerung ergibt, daß die im Spätgemeinkartwelischen den einfachen Konsonanten funktional gleichkommenden Komplexe auf einer noch früheren Stufe der gemeinkartwelischen Grundsprache nicht nur funktional, sondern auch materiell (phonetisch) einfachen Konsonanten gleichkamen, also ursprünglich Monophoneme darstellten, die sich erst im

Laufe der Zeit in mehrere verschiedene Phoneme aufspalteten./35/

Die Methode der inneren Rekonstruktion gestattet folglich dort, wo durch die äußere Rekonstruktion anscheinend keine weiteren Einsichten zu gewinnen sind, eine größere Zeittiefe zu erreichen./36/ Die innere Rekonstruktion stellt insofern eine Ergänzung und Vertiefung der äußeren Rekonstruktion dar.

Die andere Anwendungsweise der inneren Rekonstruktion beruht auf dem Analogieprinzip. Ein Beispiel aus der historisch-vergleichenden Erforschung der Kartwelsprachen soll das verdeutlichen. Georgischen Hinteralveolaren entsprechen im Sanischen und Swanischen regelmäßig Konsonantenkomplexe, bestehend aus einem Hinteralveolar und einem Vordervelar

georg. š: san. šk: swan. šg

georg. laš „Lippe“, las. lešk.

georg. št- „ersticken, erwürgen“, san. škvid-, swan. šgwid-.

georg. mš „hungern“, san. (m)šk-.

georg. č: san. čk: swan. šk

georg. čed- „schmieden“, san. čkad-, swan. škad.

georg. čir- „brauchen“, mingr. čkir-, swan. čkyr-.

georg. čr- „knarren“, las. čkir- usw.

Von diesen auf spontanem Lautwandel beruhenden regelmäßigen Sibilantenentsprechungen weichen einige Fälle ab, in denen einem georgischen Hinteralveolar im Sanischen und Swanischen Konsonantengruppen aus Vorderalveolar und Vordervelar entsprechen (georg. š: san. sk: swan. sg). Da die Lexik, in der diese Entsprechungen auftreten, nicht den Eindruck von Lehngut erweckt, liegt es nahe, diese Abweichungen auf kombinatorische Ursachen zurückzuführen. Es gelingt nachzuweisen, daß die Entsprechung georg. š: san. sk: swan. sg anstelle der zu erwartenden Entsprechung georg. š: san. šk: swan. šg immer dann belegt ist, wenn dem / \*š/ ein / \*w/ folgte/37/:

georg. m-šv-en-ier- „schön“, mingr. skv-am-, las. m-skvan-, swan. mu-sgw-en u. a./38/

Diese Entsprechung tritt auch bei dem Possessivpronomen der 2. Person Singular auf: georg. šen-i, san. skan-i, swan. i-sgw-i, was darauf hindeutet, daß in der gemeinkartwelischen Form dieses Possessivpronomens ein / \*w/ anzusetzen ist, das in der georgischen und sanischen Form verlorengegangen ist. Durch diese Rekonstruktion des Possessivpronomens der 2. Person Singular wird es möglich, auch das entsprechende Personalpronomen zu rekonstruieren, denn die Possessivpronomina der Kartwelsprachen sind Ableitungen der rekonstruieren, denn die Possessivpronomina der Kartwelsprachen sind Ableitungen der jeweiligen Personalpronomina. So ergeben sich für das Gemeinkartwelische folgende Formen: \*šwe-na „du“, \*čwe-na „wir“, \*tkwe-na „ihr“. Es fällt auf, daß all diesen Formen das Element \*we gemeinsam ist. Nur in der 1. Person Singular fehlt in den modernen Kartwelsprachen jeder Hinweis auf dieses Element: georg. mena „ich“, san. man, swan. mi. Die Methode der inneren Rekonstruktion gestattet es, in Analogie zu den anderen Formen der Personalpronomina auch bei der 1. Person Singular dieses Element anzusetzen, so daß ein festes System erkennbar wird:

|           | Singular | Plural       |
|-----------|----------|--------------|
| 1. Person | *m-we-na | č-we-na      |
| 2. Person | š-we-na  | tk-we-na/39/ |



Der Ausfall des w-Elements in den kartwelischen Formen der 1. Person Singular ist damit zu erklären, daß der gemeinkartwelischen morphonematischen Struktur Konsonantenkomplexe, bestehend aus einem Labialkonsonanten und einem /\*w/, fremd und vom System ausgeschlossen waren. Das trifft auch auf die modernen Kartwelsprachen zu. Konsonantenkomplexe wie /\*mw/, /\*bw/, /\*pw/ und /\*gw/ waren ebenso ausgeschlossen wie ihre Umkehrungen. Noch heute werden in den Kartwelsprachen Komplexe dieser Art vermieden (georg. ambav-i „Geschehnis“, Genitiv amb-is < \*ambv-is; obol-i „Waise“, Genitiv obl-is < \*obvl-is u. a.). Nur an den Morphemgrenzen können bei Affigierung Komplexe dieser Art entstehen./40/ So kommt der Form \*mwena aus diesem Grunde nur systemtheoretische Bedeutung zu, denn sie dürfte aus den oben erwähnten Gründen von Anfang an, dem Zwang des morphonologischen Systems der Grundsprache folgend, umgestaltet worden sein.

Außer der materiellen Wiederherstellung früherer Sprachformen ist die Rekonstruktion auch in der Lage, bis zu einem gewissen Grade die zeitliche Abfolge sprachlicher Prozesse festzustellen und damit eine relative Chronologie zu schaffen. Beispielsweise ist exakt nachweisbar, daß die Spirantisierung sibilantischer Affrikaten, die unter bestimmten Bedingungen im Swanischen vor sich ging, erst nach der Aufspaltung der gemeinkartwelischen Grundsprache in Einzelsprachen erfolgte. Ebenso erst einzelsprachlicher Zeit zuzuordnen ist die Superierung zahlreicher nichtharmonischer Konsonantengruppen des Sanischen durch Einschub anaptyktischer Vokale, Verwandlung der nichthomogenen Gruppen in homogene oder Verlust des ersten Konsonanten der Gruppe./41/ Am Beispiel des gemeinkartwelischen Wurzelmorphems \*kVb läßt sich folgender zeitlicher Ablauf in der Veränderung der lautlichen Seite des sprachlichen Zeichens feststellen: 1. Durch Anfügung eines Suffixes verliert die Wurzel nach dem Prinzip, daß nur ein Vokal auf der Vollstufe stehen kann, den ursprünglichen Wurzelvokal: kb-. 2. Nach der Differenzierung der Grundsprache im Einzelsprachen bleibt im Georgischen die Konsonantengruppe des Gemeinkartwelischen erhalten (kb-en, kb-il-), während im Sanischen der Konsonantenkomplex durch Anaptyxe getilgt wird (kib-ir). Dabei ist bemerkenswert, daß der anaptyktische Vokal die Natur des Suffixvokals besitzt.

Die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion und die darauf beruhende Schaffung einer relativen Chronologie für die sprachlichen Veränderungen hat weitgreifende Bedeutung für andere Gebiete der Sprachwissenschaft und sogar über deren Grenzen hinaus. Sie dient als Hilfsmittel für weitere sprachhistorische Forschungen und für die Geschichtsforschung, vor allem für die Klärung der Vorgeschichte. Die Rekonstruktion gestattet Schlüsse auf die Geschichte der Sprachträger, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, ihre gesellschaftliche Entwicklung, ihr Weltbild und ihre Lebensbedingungen, ihre materielle und geistige Kultur, auf die natürliche Umwelt der Sprachträger, ihre geographische Lokalisierung, gestattet die Ermittlung der früheren Nachbarvölker und der Art der gegenseitigen Beeinflussung und vieles andere mehr. Die Komplexität dieser Fragestellungen, die große Zahl von Dingen, die es dabei zu berücksichtigen gilt, aber auch die Veränderlichkeit der Größen, mit denen hier gearbeitet wird, bedingen äußerste Behutsamkeit und

Umsicht bei der Lösung dieser Probleme. Obwohl die Beschäftigung mit diesen Fragen schon eine eigene Geschichte besitzt/42/, hat gerade der Werdegang dieses Wissenschaftszweiges gezeigt, wie problematisch es hierbei ist, gesicherte Ergebnisse zu erlangen. Die Schwierigkeiten haben unterschiedliche Gründe. Zum einen schafft unsere Unkenntnis über etwaige Gesetzmäßigkeiten semantischer Veränderungen bei der Differenzierung von Grundsprachen Unsicherheit. Wenn im Tamil karati „Bär“ bedeutet und das gleiche Etymon auch im Malayalam, Kota, Kannada, Kodagu, Tulu und Telugu in der Bedeutung „Bär“ auftritt, in anderen drawidischen Sprachen aber in der Bedeutung „Tiger, Panther, Hyäne“ begegnet (im Kolami, Naiki, Kui, Kuwi), so ist kaum zu entscheiden, welche Bedeutung die ursprüngliche ist. Zum anderen ist mit der Rekonstruktion eine Bedeutung bei einem Wort, das sich für die Lokalisierung der Grundsprache verwenden läßt, noch nicht automatisch der Schluß auf die materielle Sachbasis zu ziehen. Aus den Wörtern georg. çabl- „Kastanie“, san. çubur- „Kastanie“, swan. heb-ra, jeb-ra „Kirschbaum“ ist nicht mit völliger Sicherheit zu schließen, daß dieses Wort in der gemeinkartwelischen Grundsprache die Bedeutung „Kastanienbaum“ besaß, das wird einerseits durch den swanischen Befund in Frage gestellt und andererseits durch die Tatsache, daß neue Bedeutungen mit altem Wortgut verbunden werden können, wenn die Gegebenheiten es erforderlich machen, wenn eine gesellschaftliche Notwendigkeit vorliegt. Zwischen der rekonstruierten grundsprachlichen Bedeutung und dem Bezug auf die natürliche Umwelt klafft aber noch eine große Zeitspanne, denn die Umwelt, wie wir sie kennen, repräsentiert im wesentlichen die Gegenwart und die unmittelbar vorausgegangene Vergangenheit. Es können aber in der Natur umfangreiche Veränderungen eingetreten sein, deren Möglichkeit wenigstens in Betracht zu ziehen ist. Eine Vorstellung vom Umfang solcher Veränderungen geben die Resultate archäologischer Ausgrabungen in vielen Teilen der Erde. Wo früher die alten Städte der Maya lagen und die Landwirtschaft in voller Blüte stand, breiten sich heute dichte Wälder aus. Dagegen ist das alte Kulturland Choresm und das Vegetationsgebiet im Kernland von Nordafrika im Laufe weniger Jahrtausende zu Wüste geworden. Das bedeutet, daß man bei der Inbezugsetzung der sprachwissenschaftlichen mit den naturwissenschaftlichen Daten den Zeitunterschied in Rechnung zu stellen hat. Aus diesen Gründen ist bei der Auswertung der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse größte Vorsicht geboten.

Bei Betrachtung dieser Umstände lassen sich aus den sprachwissenschaftlichen Rekonstruktionen interessante Folgerungen ableiten. Das Gebiet, in dem die Kartwelier, die Träger der gemeinkartwelischen Grundsprache, unmittelbar vor der Aufspaltung der Grundsprache in Einzelsprachen siedelten, war mit hoher Wahrscheinlichkeit bergig. Darauf wiesen die Wörter „Berg“ (georg. gora „Hügel“, mingr. gola, gwala „Berg“, las. gola „Sommerlager in den Bergen“), „Felsen“ (georg. kldē „Fels“, mingr. kirdē, swan. kылde) und „Gemse“ (georg. arčv-, mingr. erckem-, swan. herskn) hin, aber auch „Lawine“ (georg. zvav-, swan. žaj). In dieser verhältnismäßig gebirgigen Landschaft muß es aber auch Täler und Niederungen gegeben haben, denn zahlreiche gemeinkartwelische Landschaftstermini und Namen von Pflanz-



zen und Tieren deuten auf recht günstige Klima- und Lebensverhältnisse: „Niederung“ (georg. *noqa*, san. *noya*), „Bach, Fluß“ (georg. *yele*, san. *yal*), „See“ (georg. *ṭba*, san. *ṭoba*, swan. *ṭuba*), Wörter für Wald, Farn, Erdbeere, Brombeere, Holunder, Espe, Buche, Wildpflaume, Weide, Buche, Kastanie, Eiche, für den Bären, Marder, Fuchs, Dachs, Wolf, Reh und Hirsch, die Schlange, Eidechse, Schildkröte und viele Vogelarten. All diese Wörter bezeichnen eine Gegend in einer teilweise gebirgigen, vegetations- und tierreichen Landschaft der gemäßigten bis subtropischen Klimazone. Das klingt vorerst noch recht allgemein, kann aber durch weitere Angaben genauer bestimmt werden. Allen drei Kartwelsprachen ist ein Wort für „Meer“ gemeinsam (georg. *zyva*, mingr. *zyva*, las. *zyua*, swan. *zywa*), das eng mit dem Wortgurt für „Rand, Grenze“ verbunden ist/43/, so daß der Schluß naheliegt anzunehmen, daß die Träger der spätgemeinkartwelischen Grundsprache auf einem Territorium lebten, das von einem Meer begrenzt wurde. Um welches Meer es sich dabei handelte, läßt sich anhand der Toponymik und der ältesten Lehnwortschichten in der gemeinkartwelischen Grundsprache noch genauer bestimmen.

Für die Wirtschaft der Spätgemeinkartwelier sind noch exaktere Angaben möglich. Die Namen vieler Haustiere sind in allen drei Kartwelsprachen mit den gleichen Etyma bezeichnet, so daß für die Zeit der Grundsprache die Viehzucht als die herrschende Wirtschaftsform gelten kann. Die Kartwelier kannten den Hund, das Schaf, das Rind, die Ziege, das Schwein, Hühner, Gänse und Bienen. Sie nutzten das Vieh zur Gewinnung von Fleisch, Milch, Käse, Fell, Wolle, Eiern, Honig und Wachs. Das Pferd war ihnen unbekannt.

Dagegen sind die Wörter des Ackerbaus mit wenigen Ausnahmen nicht auf das Niveau der gemeinkartwelischen Grundsprache zurückzuführen, sondern nur bis in die Zeit der georgisch-sanischen Einheit./44/ Die Verselbstständigung der Loslösung der swanischen Sprache aus dem Verband des Gemeinkartwelischen lag demnach noch vor dem Übergang der Kartwelier zum Feldbau als führender Wirtschaftsform.

Auch auf die Gesellschaftsverhältnisse lassen sich anhand der Rekonstruktionen Schlüsse ziehen, die aber ebenso vorsichtig zu handhaben sind wie die oben getroffenen Aussagen. Die Kartwelier hatten sich gegen Angriffe feindlicher Nachbarn zu verteidigen. Davon zeugen Wörter wie „Mauer, Wand“ (georg. *zyude*, swan. *zywid*) und „Burg“ (georg. *cixe*, san. *ḡixa*) u. a. Zwar bestanden in ihrer Gesellschaft noch kollektive Eigentums- und Arbeitsformen (georg. *nad*- „gemeinsame Arbeit in der Landwirtschaft“, las. *nod*-, swan. *nadw*.), doch war die soziale Differenzierung schon im Fortschreiten begriffen, was durch die Lexik mit den Bedeutungen „Größerer, Älterer“, „herrschen“, „Herrscher“ erhärtet wird.

Kehren wir zur geographischen Lokalisierung der Träger der spätgemeinkartwelischen Grundsprache zurück. Anhand der lexikalischen Rekonstruktionen mit der Bedeutung „Meer, Grenze“ konnte ein Meer als Begrenzung des ehemaligen kartwelischen Siedlungsraum ermittelt werden. In dem geographischen Raum, der das heutige Sprachgebiet der Kartwelier umgibt, kämen dafür das Schwarze Meer, das Kaspische Meer, das Mittelmeer und der Persische Golf in Betracht. Durch die Sub-

stratoponymik auf dem Boden des heutigen Georgien, die im westgeorgischen Bereich abchasisch-adyghischen Charakter trägt und im ostgeorgischen nachisch-daghestanische Züge, werden die Kartwelier als nichtautochthon in Transkaukasien ausgewiesen. Da die Träger der Sprachen, die sich auf georgischem Territorium als Substrat in der Toponymik und Lexik nachweisen lassen, heute nördlich von den Kartweliern ansässig sind, müssen sie im Zuge der kartwelischen Einwanderung aus ihren alten Wohngebieten nach Norden gedrängt worden sein. Die Kartwelier sind offenbar aus südlicher Richtung nach Transkaukasien eingewandert. Bis zum Kaspischen Meer hat sich ihr Siedlungsgebiet niemals erstreckt. Auch das Schwarze Meer muß als alte Begrenzung des kartwelischen Territoriums ausscheiden, denn die Kartwelier müssen – das belegen die alten, nichtarabischen Entlehnungen aus dem Semitischen/45/ – lange in unmittelbarer Nachbarschaft semitischer Völker gesiedelt haben. Damit ist das fragliche Territorium der Träger der spätgemeinkartwelischen Grundsprache auf einen Bogen eingeeengt, der sich von der Ostküste des Mittelmeeres bis zum Persischen Golf erstreckt. Aber auch der Persische Golf schneidet aus den Betrachtungen aus, denn als die Sumerer Südmesopotamien in Besitz nahmen, stießen sie dort auf eine drawidisch sprechende Bevölkerung, die starke sprachliche Spuren im Sumerischen hinterlassen hat. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist damit das Meer, das in vorgeschichtlicher Zeit das Siedlungsgebiet der Kartwelier begrenzte, ermittelt worden. Kausalketten wie die obige verlangen neben der sorgfältigen Prüfung der Rekonstruktionen auch die Einbeziehung zusätzlicher Mittel in die Forschung, um die Stellen, die von der Rekonstruktion nicht geklärt werden können, durch anderes Material zu füllen.

Die obigen Beispiele haben Möglichkeiten und Grenzen der Rekonstruktion sichtbar gemacht. Die Grenzen der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion sind durch das Material gegeben. Was nicht aus dem Material erschließbar ist, muß unerkannt bleiben. Aber die Grenzen der Rekonstruktion sind nicht starr, sondern fließend. Sie werden immer weiter hinausgeschoben und kennzeichnen damit den jeweiligen Forschungsstand. Aus dem sprachlichen Material läßt sich noch weit mehr erschließen, als bisher bekannt ist. Durch Verbesserung alter Methoden und Erarbeitung neuer Forschungsv erfahren wird der Erkenntniszuwachs ständig erweitert. Die relative Unschärfe, die die sprachwissenschaftliche Rekonstruktion begleitet, gibt immer wieder die Anregung zu genauerer Aussage.

Die Prozedur der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion bestätigt in eindrucksvoller Weise die materielle Einheit der Welt und ihre Erkennbarkeit. Völlig zu Recht weist deshalb G. A. Klimov die Ansicht von Antonsen zurück, der erklärt, man könne absolut nichts über die reale Sprache aussagen als daß sie existiert habe/46/, und qualifiziert sie als Schritt zum Agnostizismus./47/

Die Rekonstruktion stellt in der Hand des Sprachwissenschaftlers ein erstaunlich vielseitig verwendbares und nützliches Werkzeug dar, das in der Lage ist, die Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung einer speziellen Form der Materie und der von der Materie abhängigen geistigen Welt sichtbar zu machen. Als Mittel zur Erkenntnisgewinnung besitzt sie sogar eine gewisse Vor-

aussagekraft, die in vielen Fällen später durch Auffinden alter Schriftdenkmäler bestätigt wurde. In ihrer Nutzbarkeit geht die linguistische Rekonstruktion weit über ihre Verwendung bei der Erforschung der Problematik der Sprachentwicklung und der sprachlichen Mechanismen hinaus. Die subjektive Abhängigkeit, die der Rekonstruktion von der Individualität des Forschers oder den vor-

herrschenden wissenschaftlichen Anschauungen anhaftet, wird immer wieder durch Prüfen an objektiven Kriterien, am sprachlichen Material und dessen gesellschaftlichem Bezug, überwunden. Die Wechselbeziehung von Theorie und Praxis hat damit in der sprachwissenschaftlichen Rekonstruktion eine wissenschaftliche Verschmelzung und konkrete Fixierung erfahren.

#### Anmerkungen

- 1 Schmidt, J.: Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Weimar 1872, S. 29.
- 2 A. a. O., S. 29.
- 3 A. a. O., S. 30.
- 4 A. a. O., S. 31.
- 5 Vgl. Brugmann, K.: Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Bd. I. Strassburg 1886, S. 3.
- 6 Zum kassitischen Sprachmaterial vgl. Kemal Balkan: Kassitenstudien, 1. Die Sprache der Kassiten. New Haven 1954. Zum hattischen Sprachmaterial vgl. Kammenhuber, A.: Das Hattische (in: Handbuch der Orientalistik, Erste Abteilung: Der Nahe und der Mittlere Osten, Zweiter Band: Keilschriftforschung und Alte Geschichte Vorderasiens, Erster und Zweiter Abschnitt: Geschichte der Forschung, Sprache und Literatur, Lieferung 2: Altkeinsasiatische Sprachen. Leiden/Köln 1969).
- 7 Vgl. Haas, M. R.: Historical Linguistics and the Genetic Relationship of Languages (in: Current Trends in Linguistics, vol. III: Theoretical Foundations. The Hague, Paris 1966, S. 116, 124, 130). Vgl. auch Pulgram, E.: Proto-Indo-European Reality and Reconstruction. (Language, vol. 35. Baltimore 1959, S. 426).
- 8 Vgl. Hoenigswald, H. M.: Language Change and Linguistic Reconstruction. Chicago and London 1965, S. 83/84.
- 9 Jespersen, O.: Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung.
- 10 Hoenigswald, H. M.: a. a. O., S. 134/135.
- 11 Delbrück, B.: Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. Leipzig 1904, S. 126/27.
- 12 Meillet, A.: Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Leipzig und Berlin 1909, S. 17.
- 13 A. a. O., S. 18.
- 14 Dempwolff, O.: Die L-, R- und D-Laute in Austronesischen Sprachen (Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen. Berlin 1924/25, S. 34).
- 15 A. a. O., S. 38. Vgl. auch Glison, G.: Vvedenie v deskriptivnuju lingvistiku, Moskva 1959, S. 444/445; Hjelmlev, L.: Die Sprache, Darmstadt 1968, S. 102 ff.; Pätsch, G.: Die Tradition der austrischen Sprachvergleichung und G. Kahlos indonesisch-polynesisches Silbenwörterbuch (WZU Jena, Ges.- u. Sprachwiss. Reihe, Heft 3, Jena 1965, S. 493); Pätsch, G.: Sprachwissenschaft und historischer Materialismus (WZU Jena, Ges.- u. Sprachwiss. Reihe, Heft 3, Jena 1970, S. 427); Pätsch, G.: Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und die Ur- und Frühgeschichte (Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift, Nr. 3, Berlin 1970, S. 353).
- 16 Vgl. Čikobava, A.: Ėanur-megrul-kartuli Ėedarebiti leksikoni. Tbilissi 1938, S. 6-9.
- 17 Polák, V.: Contributions à la grammaire historique des langues kartveliennes (Archiv Orientální, XXIII, 1-2, Praha 1955, S. 83-87.).
- 18 Trubetzkoy, N. S.: Gedanken über das Indogermanenproblem (Acta Linguistica, vol. I, fasc. 2, Copenhagen 1939).
- 19 Schmidt, K. H.: Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache. Wiesbaden 1962, S. 58 ff.
- 20 A. A. O., S. 60/61.
- 21 Mačavariani, G. I.: O trech rjadach sibiljantnych spirantov i affrikat v kartvel'skich jazykach (XXV Meždunarodnyj kongress vostokovedov. Doklady delegacii SSSR), Moskva 1960.
- 22 Mačavariani, G.: saerto-kartveluri konsonanturi sistema. Tbilissi 1965, S. 45/46 unter Verweis auf G. Čereteli.
- 23 Klimov, G. A.: Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov. Moskva 1964, S. 56.
- 24 Mačavariani, G.: saerto-kartveluri konsonanturi sistema. Tbilissi 1965, S. 18.
- 25 Klimov, G. A.: Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov. Moskva 1964, S. 94.
- 26 Mačavariani, G.: saerto-kartveluri konsonanturi sistema. Tbilissi 1965, S. 22, 116.
- 27 Klimov, G. A.: Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov. Moskva 1964, S. 261.
- 28 Xubuġia, P.: tuġuri ġilo. Tbilissi 1969, S. 187: qoqvaj „altersbedingtes langsames Laufen“.
- 29 Gamqrelis e, T., Mačavariani, G.: sonant'a sistema da ablaut'i kartvelur eneb'i. Tbilissi 1965, S. 201.
- 30 A. a. O., S. 266-268.
- 31 Šaniġ e, A.: ġveli kartuli enis gramaġika. Tbilissi 1976, S. 82.
- 32 Von einer Betrachtung der sogenannten „philologischen Methode“, die gern als eine dritte Rekonstruktionsart der äußeren und der inneren Rekonstruktion zur Seite gestellt wird, sehen wir hier ab. Die philologische Methode, die es mit der Analyse von alten Schrift- und Sprachdenkmälern zu tun hat, entbehrt der Eigenständigkeit insofern, als sie sich methodisch je nach dem zur Anwendung gelangenden Verfahren entweder der äußeren oder der inneren Rekonstruktion zugliedern läßt.
- 33 Gamqrelis e, T., Mačavariani, G.: sonant'a sistema da ablaut'i kartvelur eneb'i. Tbilissi 1965, S. 303 ff.
- 34 A. a. O., S. 304/305.
- 35 Vgl. a. a. O., S. 368.
- 36 Auch mittels der äußeren Rekonstruktion gibt es Versuche, noch weiter in die sprachliche Vergangenheit vorzudringen. Allerdings überschreitet man hierbei die Grenzen einer Sprachfamilie und ist auf das problematische Vergleichen verschiedener rekonstruierter Grundsprachen angewiesen. Vgl. dazu Haas, M. R.: The Prehistory of Languages. The Hague, Paris 1969, S. 45 ff. Die Verfasserin vertritt u. a. die Ansicht, „isolierte“ Sprachen müßten nicht unbedingt völlig isoliert und nicht verwandt mit anderen sein. Ihr Vergleich mit Grundsprachen verschiedener Ordnung könne neue Ergebnisse zeitigen und vielleicht Verwandtschaften erkennen lassen.
- 37 Gamqrelis e, T.: sibilant'a ġesatqvisobani da kartvelur enata u ġ velesi strukturiġi zogi saġitxi. Tbilissi 1959, S. 26/27.
- 38 Die Entsprechungen der Sibilanten in dem obigen Beispiel georg. ġt- „ersticken, erwürgen“, san. ġkvid-, swan. ġgwid- erklären sich durch die Tilgung einer gemeinkartwelischen Homonymie. Vgl. a. a. O., S. 68 ff.
- 39 A. a. O., S. 44, 50.
- 40 Vgl. auch Pogg'i, H.: kartuli enis ponemaġuri struktura. Tbilissi 1961, S. 19.

- 41 Vgl. Mačavariani, G.: *saerto-kartveluri konsonanturi sistema*. Tbilisi 1965, S. 111/112.
- 42 Seit der ersten Ausgabe von O. Schraders Werk „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ im Jahre 1883 ist die Literatur zu dieser Thematik rasch angewachsen und hat schon lange den Boden der Indoeuropäistik verlassen, um sich auch anderen Sprachfamilien zuzuwenden.
- 43 Vgl. Klimov, G. A.: *Étimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov*. Moskva 1964, S. 89.

44 A. a. O., S. 35/36.

- 45 Klimov, G. A.: *Zaimstvovannye čislitel'nye v obščekartvel'skom* (in: *Étimologija* 1965, Moskva 1967).
- 46 Antonsen, E. A.: *On defining stages in prehistoric Germanic* (Language, vol. 41, 1965, Nr. 1, S. 20).
- 47 Klimov, G. A.: *Voprosy metodiki sravnitel'no-genetičeskich issledovanij*. Leningrad 1971, S. 38.

*Besarian Dshorbenadse*

## Gegenstand der Sprachwissenschaft: Ontologie und Methodologie

### I.

Der Prozeß des Erkennens und Erlernens eines jeden Dinges umfaßt zwei Aspekte – ontologische und methodologische. Der erste versucht das Wesen des Dinges zu erforschen, der zweite aber bildet die theoretische Grundlage für diese Erforschung.

Ein und dasselbe Objekt kann von mehreren Wissenschaften erfaßt werden. Das ist durch die Mehrseitigkeit des Objektes bedingt, dadurch, daß es mit anderen Objekten und Erscheinungen der realen Wirklichkeit nicht in einseitige, sondern in mehrseitige Beziehungen tritt und dementsprechend eine mannigfaltige Bedeutung, Bestimmung und den Wert gewinnt.

Auch unser Forschungsobjekt – die Sprache – ruft das Interesse von verschiedenen Gesichtspunkten hervor, und deshalb gewinnt sie eine große Bedeutung nicht nur in der sprachwissenschaftlichen, sondern auch in der soziologischen, ästhetischen, psychologischen, historischen, logizistischen und physiologischen Hinsicht. Dieses Interesse ist durch die immanente Möglichkeit der Sprache und durch ihren Platz in der objektiven Wirklichkeit bedingt.

Für die Soziologie ist die Sprache wichtig als ein Sozialprodukt, als eine der Grundbedingungen für die Begründung und Existenz der Gesellschaft und für ihre weitere Entwicklung: Ohne Sprache könnte die Gesellschaft nicht existieren.

In der Sprache finden alle Entwicklungsstufen der Gesellschaft, alle konkreten Erscheinungen der gesellschaftlichen Formation ihre Widerspiegelung. Für diese Frage interessiert sich die Geschichte unmittelbar.

Die Ästhetik (vor allem aber die Literaturwissenschaft) interessiert sich für die Sprache als eine Möglichkeit und Quelle des künstlerischen Schaffens, als einen eigentümlichen Faktor für den Aufbau des Systems der künstlerischen Gestalten, als das Phänomen der poetischen Logik. Für die Psychologie sind Probleme des sprachlichen Ausdrucks, der Namensverleihung, der Wahrnehmung, der Verständigung und der Emotion

wichtig. Die Sprache als ein Signalsystem wird auch zum Gegenstand der Physiologie. Sogar die Physik als eine sich für die akustische Seite der Laute interessierende Disziplin steht in der Reihe der Wissenschaften, die die Sprache erforschen. Die Sprache als ein Zeichensystem bildet den Gegenstand der Semiotik. Die Sprache als die Form des Denkens und überhaupt das Problem der Beziehungen der Sprache und dem Denken existierenden Beziehungen ist das zentrale Problem der Philosophie und der Logik. Die Erforschung des immanenten Charakters und der Eigenschaften der Sprache, das Erlernen ihrer Form – und Funktionssysteme – gehört zum Bereich der Sprachwissenschaft.

Das Obengesagte weist doch einmal darauf hin, daß die Zahl der Wissenschaften, die sich für die Sprache interessieren und sie zum Gegenstand ihrer Erforschung machen, nicht gering ist.

### II.

Das Objekt ist eines, die Disziplinen, die es erforschen, sind mehrere. Wodurch unterscheiden sie sich voneinander? Wir würden sagen, durch das Interesse für unterschiedliche Seiten des Objektes. Aber diese Erläuterung würde weder exakt noch gerecht erscheinen.

Sie ist nicht exakt, weil allein das Interesse für unterschiedliche Seiten des Objektes nicht die Notwendigkeit der Existenz von unterschiedlichen Disziplinen fordert. Hier muß noch ein anderer Faktor wirken. Außerdem kann die Frage umgekehrt gestellt werden: Nicht die Mehrseitigkeit des Objektes erfordert die Notwendigkeit der Existenz von verschiedenen Disziplinen, sondern umgekehrt, die Einstellung zu ein und demselben Objekt mit den unterschiedlichen Kriterien, die von verschiedenen Wissenschaften schon ausgearbeitet und festgesetzt worden sind, bedingt die Entdeckung der unterschiedlichen Seiten im Objekt (also die Mehrseitigkeit des Objektes). So z. B. wurde die Physik nicht darum gegründet, weil die Sprache durch eine akustische Natur gekennzeichnet war, im Gegenteil, die Physik hat uns geholfen, diesen eigentümlichen Charakter der Sprache